

Häplich.

[Nachdruck verboten.]

Johanna Bergmann und Fritz Müller kannten sich seit einem Jahre und waren gute Freunde geworden, ohne daß irgend jemand aus ihren Bekanntenkreisen an dem vertrauten Verhältnis Anstoß genommen hätte.

Sie war häplich und Fritz Müller hätte blind sein müssen, um das nicht zu sehen, und er hätte taub sein müssen, wenn er nie davon sprechen gehört hätte.

„Nun — die Welt täuscht sich gar oft. Sie wittert alltägliche Dinge, auch wenn sie nicht vorhanden sind, und sie ist meist blind, wenn es sich um ungewöhnliche Seelenzustände handelt.“

An diesem Tage überreichte Fritz Johanna in der Küche, wo sie eben arbeitete wie eine Magd, und erst noch am Abend vorher hatten sie über die höchsten Dinge gesprochen und er hatte sich gewundert, wie klar dieses einfache Mädchen dachte und wie edel sie fühlte.

„Und als er dann am Abend wieder neben ihr saß und das Gespräch ins Stocken geraten war — wieder ihm noch ihr wollte heute das Wort recht vom Munde — nannte er sie plötzlich bei ihrem Namen und streckte ihr seine Hand entgegen.“

„Johanna — wollen Sie meine Frau werden?“ hat er gefragt.

Sie atmete heftig und senkte ihre Augen. Blühhüch aber eroberte sie sie wieder und ein zweifelndes Rächeln huschte über ihre Lippen.

„Ihre Frau?“ fragte sie. „Meinen Sie das wirklich ernst, Herr Müller? Ich bin ja doch häplich, alle Welt nennt mich häplich, was finden Sie besonders an mir?“

Er griff ihre Hand, die sie ihm nicht entzog, und sah sie mit einem ernsten Blicke an.

„Johanna“, erwiderte er, „glauben Sie, daß ich mit einem Weib um des Geistes willen wählte? Ich suche eine treue Gefährtin, ein Weib, das mit mir denkt und fühlt und mein Haus wie ein Verwalter. Glauben Sie, daß ich blind bin für das, was Sie an Ihrem Vater und an Ihren Geschwistern gekannt haben? Und wenn Sie das häplichste Gesicht der Welt hätten, ich möchte doch keine andere Frau als Sie!“

Sie war während dieser Worte immer bleicher geworden, dann hatte sie ihre Lippen zusammengedrückt, als empfinde sie einen heftigen Schmerz und endlich war sie aufgesprungen.

„Johanna —?“ fragte er besorgt.

„Gehen Sie, Herr Müller und kommen Sie nie mehr wieder!“ sagte sie, ihre heftige Bewegung mußte kaum bezwingend. „Ich kann Ihre Frau nicht werden.“

„Und warum — warum — ich verstehe Sie nicht.“

„Weil ich mir eine Feindschaft ohne Liebe nicht denken kann, weil ich Sie nicht heiraten will, weil — ach, gehen Sie, gehen Sie und kommen Sie nie wieder!“

Sie liebte ihn also nicht! Doch er an diese Möglichkeit auch gar nicht gedacht hatte! Und jetzt erst fühlte er, wie sehr, wie sehr er sie liebte. Die Thränen drangen ihm in die Augen, es war ihm, als wäre nun aller Glanz des Lebens für ewig erloschen und mit einem schmerzlichen Abschiedsworte, das sie kaum erwiderte, verließ er sie.

Wäre er eine Woche früher mit seinem Antrag gekommen, vielleicht wäre es ihm besser ergangen. Vielleicht auch nicht — wer kann ein Frauengeheimnis so tief ergründen — jedenfalls aber wäre der Feind noch nicht im Hinterhalt gewesen, der dieses Gemüth so heftig erregte, daß die Hand des Freundes mit unverdienter Schroffheit zurückgeschlagen wurde.

Dieser Feind war ein hübscher junger Mann, den Johanna seit drei Tagen von ihrem Fenster aus bemerkte. Er kam immer zur selben Stunde, schritt ein paar Mal die Straße auf und ab, sah mit einem zärtlichen Ausdruck zu ihr empor und wagte es endlich sogar, zu grüßen. Johanna that, als ob sie vor alledem nichts gewahr würde, aber ihr ganzes Wesen war plötzlich in Aufruhr geraten.

Der Jüngling trübte sich für ein Frauengeheimnis, wie es ihr im Leben noch nie beschieden gewesen. Die Unerschämtheit des Stüfers empörte sie und doch war eine unsagbare Wärme in ihr. Die hatte sie etwas anderes gehört, als daß sie häplich war, nie hatten sich die jungen Männer um sie bekümmert, die jedes Geringste umstarrten — und da war nun ein Mann, dem sie gefiel, für den sie nicht ohne Reiz war, der seine Augen zu ihr erhob mit demselben feurigen Blicke, das sie so oft aufstöhnen sah, wenn ihre Freundinnen umschwärmt wurden.

„Mein, sie war doch nicht so häplich, sie war nicht so häplich, um sich als Magd bei Herrn Fritz Müller herzugeben zu müssen. Es gab Augen, die zärtlich an ihr hingelen, einen Mann, der sie liebte! Bis hier hatte sie immer nur von dem stillen Fritz Müller geträumt, aber jetzt hätte sie sich dem Stüger jubelnd um den Hals geworfen, wenn er mit derselben Frage vor sie getreten wäre, die eben noch Fritz an sie gerichtet hatte.“

Von diesem Tage an erwartete sie den Fremden regelmäßig am Fenster. Ihr Herz klopfte dabei zum Zerbrechen, die Scham röthete ihr Stirn und Wangen und oft wollte sie aufspringen und sich in einem Winkel des Zimmers verstecken. Aber nein, die Welt sollte es nur sehen, daß nicht Alles sie häplich fand, tapfer wollte sie stand halten — und als eines Tages Fritz Müller eben des Weges kam, während der hübsche Elegant heraufgriff, steckte sie das Köpfchen vor und nicht freundlich vom Fenster herab.

Nun aber geschah etwas, das ihr das Blut in den Adern frosten machte. Alles Leben war aus ihr gewichen und kalt wie Eis floß es ihr über den Rücken.

Der Stüger war in das Haus getreten — er kam zu ihr.

Jetzt hörte sie seinen Schritt auf der Treppe — das Leben kehrte zurück — wie eine Wahnsinnige stürzte sie auf den Flur, um zu sehen, ob die Thür verschlossen war — und dann stand sie zitternd still und horchte.

Die Schritte waren nun schon ganz nahe — jetzt stand der Unerschämte auf dem Vorplatz — aber was war das? Er trat nicht an die Thür heran, er klopfte nicht, ohne stillzuhalten schritt er weiter — die Treppe nach dem oberen Stock hinauf.

Johanna faltete die Hände und dann sank sie weinend zusammen. „Verzeih' mir, mein Gott, verzeih' mir!“ flammelte sie noch — dann umfing eine Ohnmacht ihr wundes Gesicht.

„Etwas ein halbes Jahr später stand Johanna schluchzend in dem kleinen Stübchen des dritten Stockes, dem der Besuch des schönen jungen Mannes damals gegolten hatte. Die kleine Putzmadchen, zu der der Stüger so oft hinaufgestiegen, lag als Leiche auf dem ärmlichen Bett. Sie hatte sich aus Etwas und Verzweiflung vergiftet, nachdem sie von ihrem Liebhaber verlassen worden.“

Neben Johanna stand Fritz Müller und auch in seinen Augen schimmernten Thränen, während er das reizvolle Gesichtchen betrachtete, auf dem jetzt die Schatten des Todes lagen. Und als dann im Glanzschreien Johanna seine Hand mit ungestümm Jählichkeit an ihre Brust drückte, da fühlte er mit, was sie empfand, ohne daß sie auch nur ein Wort sprach. Er zog ihre Hand an seine Lippen und sagte leise: „Das arme, junge Ding! . . .“

Emil Beschta u.

Ein Ausflug von Toblach.

Von Dr. K.

Was schon vorher das Interesse der alpinen Touristen an Toblach und seiner näheren und weiteren Umgebung groß, so hat dies zugenommen seit dem Tode des verewigten Kaisers Friedrich. Toblach selbst liegt im frucht-

baren, weiten Pustertal mitten zwischen sanft gewellten, grünen Hügeln. Der nachmalige Kaiser Friedrich wohnte nun nicht selbst in Toblach, sondern am Eingange des Höhlenfeiner Thales, in dessen Nähe sich die Eisenbahnstation Toblach befindet, im Südbahnhof am Walde. Die nahe Lage am Höhlenfeinsthal veranlaßte den erkrankten Herrscher sehr oft die schöne Umgebung Toblachs aufzusuchen. Unsere Wirthin, eine sehr nette, alte Dame, die den hohen Herrn oft persönlich bediente, wußte manches Authentische über ihn zu erzählen. Sie war noch jetzt entzückt über die außerordentliche Lebenswürdigkeit und Keuschheit des erkrankten Fürsten. Er habe, auch den einfachsten Arbeiter oft zuerst begrüßt. Wieviel habe er sich nach persönlichen Verhältnissen erkundigt; aber leider sei seine Stimme schon damals schwach und heiser gewesen, und heiserer als er hingekommen sei der Kronprinz weggegangen. Gleich am Anfange habe er gellagt über zu große Hitze am Tage und Kälte am Abend. Und allerdings ist das Klima dort, wie man sich auch bald persönlich überzeugen kann, extensiv. Am Tage überstrahlen die Stallalpen zu viel Hitze aus, und am Abend bringt die Höhenlage die Kälte. Trotzdem aber hat der Fürst jeden Tag seinen Ausflug unternommen. Sein Lieblingsausflug ging in das Höhlenfeiner Thal, vor allem nach Schludersbach und weiter bis zum Mirnirainsee. In Schludersbach hat er fast jeden Nachmittag den Rastee getrunken; freilich Berge hat er nicht mehr bestiegen können; aber die damalige Kronprinzessin hat mit ihren Töchtern mehrere Spitzen erstiegen, so den Dürrenstein, den Monte Pian. Und in der That ist die landschaftliche Umgebung Toblachs und Schludersbachs großartig in jeder Beziehung. Auch wer malarisch nicht gehulst ist, hat bald den Eindruck, daß die pittoresken Linien der gewaltigen Dolomitgebirge, die in den Thälern lieblichen, wunderbaren, grünen Seeengen Erhabenes und Liebliches in reichster Fülle darbieten. Die Erinnerung an den Kranken Herrscher, der in dieser großartigen Natur sein Leben feilen und vergeffen wollte, die landschaftlichen Reize selbst benutzten auch uns Touristen, einen Ausflug über Schludersbach auf den Monte Pian nach dem Mirnirainsee zu unternehmen. Rast führte uns der Wagen auf der weißen Landstraße, vorüber an dem unterliegenden Toblachsee nach Landro, einem Bade, das kurz vor Schludersbach am Dürrensteinsee in wilder Felschlucht steht. Gleich darauf folgt Schludersbach. Schludersbach war ursprünglich nur ein Gasthaus zum Pferdewechsel, an der Landstraße nach Cortina liegend; auch jetzt ist es nur ein villenartiges Hotel. Da die Zeit drängte und wir wußten, daß wir Schludersbach wieder berühren würden, eilten wir fort. Auf Fußspaden ging's weiter. So standen wir bald auf dem Monte Pian, jenem bequemen Aussichtstherge in den Dolomitthalen, der einen guten Blick auf die Dolomiten selbst wie auf die nördlich von den Dolomiten lagernden Tauern gewährt. Schon fing die Vormittagssonne an heiß zu brennen. Im schattigen Tale lag am Fuß der fast 900 Meter erhabenen jäh abfallenden, massigen Wand des Pian unter uns Schludersbach. Raum bemerkten wir von oben in dem freibeweglichen, fast ausgetrockneten, weiten Bett des Seealmbaches den silbernen Wasserfaden, der an den dunkeln, einseitigen Thälern Schludersbachs vorüberfloß. Das ist ja eben das eigenthümliche dieser Dolomitwälder, daß infolge der mangelnden Erdtrume die Bäume weit auseinander stehen, Man erwartet auch nicht, wenigstens im Hochsommer, hier große, rauhe Wälder zu finden; das Kalkgestein verschlingt das Wasser, und ausgebeugte Gletscherbetten, wie die Driller- oder Oepthalerener, die auch in der trocknen Jahreszeit hinreichend Wasser spenden, haben die Dolomiten nicht aufzuweisen. Aber wenn die durch Durst angeregte, absprenkende Kritik der Landschaft trotz Wasser- und Waldmangel beim Herabblitz auf die furchtbaren Steilgehänge des Pian verstummt, so überwältigt uns vor allem beim Abstieg der Ausblick zu den rechts von uns aufsteigenden Schroffen und Felsenzinnen des erhabenen Monte Cristallo. Von der grellen Vormittags- sonne beleuchtet, erscheint er — nicht eine Riesenburg sondern eine ganze Reihe von Riesenburgern — so braunroth, daß das Berggrau seines tief ins Thal reichenden aber schmalen Gletschers verschwindet. Blühhüch steht man linker Hand, dem Cristallo gegenüber, durch ein schmales Thor der nach Norden die Aussicht vom Pian verperrenden Felsen eine weiße Krone am fernen Horizont schweben; es ist der Großglockner, dessen Spitze frei baliegt, während sein Massiv in Wolken gehüllt bleibt. Endlich erscheint vor uns, kaum bemerkt, ein kleiner Wasserpiegel, fast erdrückt durch die Aussicht auf den scheinbar gerade über ihn aufsteigenden, großartigen Fels de Sorapitz und die nackten, kahlen Spitzgäulen der Gadinispitzen. So präparirte sich für unser Auge der Mirnirainsee zunächst nur als ein Nichts. Wir hielten unsern Auszug schon belohnt durch den Umhang vom Pian, und gemüthlich vom weichen Almboden herabsteigend, gelangten wir in den tiefstehenden Nadelwald, der sich bis zum Wiesengrund des Thales herabzieht. Nur hin und wieder noch waren wir bewundernde Blicke auf die uns in der Nähe umstarrenden tausendfachen Schroffen der kahlen Kalberberge. Das Thal mit seiner Landstraße war in der Mittagsglut über summpige Wiesen hinweg, auf denen massenhaft Kinder

weideten, erreicht. Eine niedrige Höhe, an der der Weg sich hinwende, verdeckte alles, nur die Gletscher der Sorapipi und des etwas hinter ihr sich entpfortmenden Antelao sind sichtbar. Die kalten Rippen der Cabinspigen verschwanden, wir sind gerade unter ihnen; die weiße Landstraße flimmert. Endlich haben wir den Höhepunkt der Straße erreicht, ein frischer Luftzug trifft uns aus dem etwas niedrigeren Thal, und vor uns liegt die smaragdgrüne, leicht vom Winde bewegte Fläche des Misurinaees. Man muß da stehen bleiben, wo die Straße sich zwischen ganz niedrigen Felsenwänden, die den Blick nach rechts und links etwas abschließen, unmerklich zum See herabsinkt, um das bezaubernde Bild vollständig mit Ruhe genießen zu können. Im Hintergrunde, fast greifbar nahe über dem See schleudert die Sorapipi ihre Steinpyramiden wie Raketen gen Himmel, während auf ihrem breiten Rastis gewaltige Gletscher lagern. Ueber ihr steigt das schmalere aber höhere Rastis des Antelao, gleichfalls verlegt sich in die Luft; seine Zinnen erscheinen zerstückelt oder niedriger. Vor diesem hochalpinen, ernsten Hintergrunde legt sich der See wie eine Zehle vor. An seinen jactirigen, grasreichen Ufern weiden Ziegen und Kühe. Hellgrün und bei feinigem Untergrund roth schimmert das Wasser am Uferand, bis es sich in der Mitte des Sees in ein wunderbares, buntes Grün verliert. So lächelt der farbenprächtige, ewig wechselnde See hinaus zum blauen Himmel, so grüßt er hinüber zum ersten Hintergrund. Nichtvioletten Schattens breiten sich dort im innersten Winkel der Sorapipigletscher aus, leise tönt sich das Braunroth der Schuppen in ein solches Hellbraun ab, während ihre scharfgegrünnten Schattens sich dunkelblau färben. Bei sinkender Sonne gingen wir am rechten Seeufer entlang nach Tre Orto. Unser Mädl schweifte thalwärts in die bläulich schimmernden Vorhöfen der Sorapipi. Hinter uns ragten, jetzt erst sichtbar, 2 furchbar nackte Spitzen der fast bis zu 3000 Mtr. sich emporredenden 3 Zinnen in die Höhe, wie im Sonnenbrande gelblich aufstehende Bienenflammen. Noch waren wir auf überreichlichem Boden; aber über dem Galfass des Sees hatte der Wind die italienische Flagge angezogen. Der Veroneiser Wein mitkommt der Vaccaroni war gut; doch zum ersten Male tiefen wir in Tirol trotz großen Appetits das Fleisch stehen: über uns wehte die italienische Flagge.

Eine Erziehungslehre für Eltern.

Von H. Großle.

(Schluß.)

„Geht ein Trupp Gäste immer nur ab, um einem anderen Raum zu machen, sind Gesellschaften im Hause, statt eine Ausnahme zu sein, vielmehr Regel.“ dann ist die häusliche Ruhe gestört, die für die stillwärtenden, aber darum nur um so segensreicheren Einflüsse häuslicher Ordnung und Regelmäßigkeit die allernotwendigste Voraussetzung ist. Auch wenn man sich nicht hinter der Klugheit über die Belästigungen durch die Gäste befindet und im „Salon“ Freunde erheuchelt, und das Kind Zeuge wird von jenem und diesem, wird eine zu weit ausgedehnte Gastfreundschaft leicht der Erziehung nachtheilig, schon weil dieselbe auf das Kind zerstreutend wirkt und Veranlassung giebt, daß es sich an Genüsse gewöhnt, die nur selten geboten, ihm ein unschädliches Vergnügen machen. Ohne daß man sich vielleicht davon Rechenschaft giebt, treten, weil die Kinder nun nicht mehr in geeigneter Weise beaufsichtigt werden können, während Besuch da ist, „Erzieher-Maximilien“ ein, in denen, was sorgfältig aufgebaut war, leicht wieder zerbröckelt. Wer hätte nicht schon die Erfahrung gemacht, daß kleine Kinder, wenn Besuch da ist, zum großen Schreien der Mütter, die mit ihnen vielleicht noch dazu Staat machen wollten, oft gerade recht ungezogen sind? Doch manche sich dann in den Vorbergang drängen, ist vielfach nur die Reaktion da gegen, daß sie um des Besuches willen auffallend besette gelassen werden. Und wenn nun gar die besuchenden Tanten und Freundinnen das Haus zu einem Wespennest der Klatscher machen, und das Kind, von dem man wohl meine, es achte nicht darauf, andächtig dem lauscht, was allerlei Schlimmes über andere Leute geredet wird, will man sich dann wundern, wenn man bemerkt, daß die Sittpflanzen des liebsten Urtheilens und des Splitterrichtertums in seinem Herzen Wurzel geschlagen haben?

Was zu halten und zwar ein recht bescheidenes Maß zu halten ist gut, das gilt dann mehr noch von anderen Dingen, mit denen schwache Elternliebe in bester Meinung, aber nur zum Nachtheil der Kinder, ihnen Freude und Vergnügen zu bereiten sucht. Sind blärrte Erwachsene, die sich über nichts mehr recht freuen können, die das nil admirari! (nichts bewundern!) an der Stirn tragen, etwas Überflüssiges, so sind noch viel widerlicher blärrte Kinder. Und warum? Weil nichts in größerem Kontraste steht zu dem kindlichen Wesen als die Blärrtheit. Wer nach solchem Anblicke sich seht, der beobachte die Kinder, wie man sie z. B. in unseren Anzugsbüchern finden kann, die in ihrer Redeweise und ihren Umgangsformen getreu ihre blärrten Eltern kopiren, und lausche ihrer Unterhaltung, wenn sie von „Matineen“ und „Soireen“, von Concerten, vom Theater, von ihren Meisereifahrungen in „Cafés“ und „Restaurants“ mit einander sprechen. Aber man braucht noch nicht einmal so weit zu gehen, um aus Kindermund manchen zu hören, was davon Kunde giebt, daß auch andere Eltern, die nicht in der Lage sind, ihre Kinder in die Anzugsbücher mitzunehmen oder auf weiten Vergnügungsfeldern den übertriebenen Comfort des modernen Verkehrslebens lernen zu lehren, ihnen statt kindlicher Lust und Freude die Gelegenheit, frühzeitig blärrt zu werden, bieten. Von solcher Gefahr sind alle die nicht

frei, die, um ihren Kindern ein Vergnügen zu machen, sie frühzeitig theilnehmen lassen an den Genüssen, die nur für Erwachsene bestimmt sind und die selbst ihnen oft die belobende und erfrischende Freude nicht bereiten. Und ebenso ist solcher Gefahr ausgesetzt, wer bei den Vergnügungen, welche für die Kinder bestimmt sind, nur das nachahmt, was für das Annehmen der Erwachsenen die Mode vorschreibt.

Für Kinder bis zum vollendeten 14. Jahre ist der Besuch vom Theater eine Verfristung, und auch der Besuch von Concerten bringt ihrer musikalischen Ausbildung wohl selten nur den Gewinn, den man sich davon verspricht. Sehen wir auch davon ab, daß ihnen das Verständnis für solche Genüsse abgeht, und daß sie deshalb einen wirklichen Genuß davon auch kaum haben, wie weiter davon, daß sie wenigstens im Theater Dinge zu sehen und zu hören bekommen, die für das kindliche Auge und Ohr nicht bestimmt sind — auch von den Vorstellungen für Kinder gilt dies —, so bleibt doch der doppelte Nachtheil übrig, daß sie für den Reiz dieser Dinge entweder frühzeitig abgestumpft und also blärrt werden, oder daß eine Vergnügungssucht in ihnen großgezogen wird, die solchen Dingen einen Werth zuschreibt, der sie nicht besitzen. Dasselbe gilt von weiten kostspieligen Vergnügungsfeldern, auf denen sie alle Bequemlichkeiten genießen, die viele Menschen jetzt zu hinnennehmen und an die sie so hohe Ansprüche zu machen sich gewöhnt haben, als ob sie zu Hause das gleiche oder vielleicht noch ein höheres Maß davon genießen.

Daß damit alles Neuen für die Kinder, die Reisen zu Verwandten z. B. oder die Reisen, bei denen der Schwerpunkt im Wandern, im Ertragen von Hunger und Durst, in der körperlichen Anstrengung, im Sehen schöner Gegenden oder schöner Werke der Kunst, großer Bauten oder anderer Schöpfungen menschlichen Schaffens und Fleißes als unzulässig bezeichnet werden sollen, wird hoffentlich niemand folgern. Im Gegentheil, wie es für den gefunden und lästigen Erwachsenen, der ein offenes Auge hat für die Schönheit der Natur und ein offenes Herz, das sich über kunstvolle, schöne, großartige Werke der Menschhand freuen kann, kaum ein schöneres Vergnügen giebt, als eine solche Reise, und wie für ihn das Vergnügen nur wächst mit der Zunahme des Kraftgefühls, die das Ertragen von Strapazen bringt, so können wir auch unseren Kindern kein Körper und Geist erfrischenderes, tiefer und nachhaltiger Einbrüche festeres und zugleich an bildenden Einflüssen reicheres Vergnügen machen, als eine solche Reise. Weil bei solchen Vergnügen im Ueberwinden mannigfacher Hindernisse die Kraft wächst, weil der Genuß hier mit dem Maße der Anstrengung, die deshalb selbstverständlich noch nicht übertrieben werden soll, steigt, weil er sich verdoppelt, wenn er mit anderen, die dem jugendlichen Herzen nahe stehen und in solcher Gemeinsamkeit ihm nur noch näher gebracht werden, geteilt wird, enthält ein solches Vergnügen zugleich eine charakterbildende Macht, wie nicht leicht ein anderes Vergnügen, und überträgt darum auch noch das gefällige Spiel.

Als die zweite Verirrung, in die man bei dem berechtigten Streben, den Kindern ein Vergnügen zu machen, verfallen kann, haben wir die Nachahmung der Vergnügungen, wie sie unter den Erwachsenen üblich sind, genannt. Wer möchte hier nicht sofort an die sogenannten Kindergesellschaften? Daß der Knabe einmal seine Spiellameraden, das Mädchen seine Jugendgepfeiminen und Schulfreundinnen einzuladen die Erlaubnis bekommt, um mit ihnen nach Herzenslust zu spielen, dieses Vergnügen wird auch der stolpferste Erzieher ihm ohne jedes Bedenken zu gestatten bereit sein. Nimmt die Sache den Charakter eines sogenannten Kränzchens an, mit dem dazu eine Art von Recht eingeräumt wird, so ist das schon nicht mehr ganz unbedenklich. Die regelmäßige Wiederkehr derartiger Vergnügungen enthält die Gefahr der Verwöhnung. Man mag das aufchieben bis in die Jahre nach der Schulzeit, wo — und wir haben dabei nur die weisliche Jugend im Auge — die Gelegenheiten, die Meinungen auszutauschen oder sonst sich zu unterhalten, nicht mehr durch das Zusammentreffen in der Schule oder auf dem Spielplatze geboten wird. Auch daran wird man keinen Anstoß nehmen können, wenn die eingeladenen Kinder ein Stück Klugheit oder einen Apfel mehr essen, als sonst, und wenn das Butterbrot etwas reichlicher und mannigfaltiger belegt ist. Alles übrige aber ist von Uebel. Namentlich ist das von Uebel, daß die Hausfrauen in der Bewirthung der geladenen Kinder, wie vielleicht bei ihren eigenen Gesellschaften, rivalisiren und sich nach Umfang und Inhalt solcher Bewirthung zu überbieten suchen. Daß sich die Kinder dabei leicht den Mägen verderben, ist vielleicht das geringere Uebel, das größere ist, daß ihnen, schon weil der Mutter die Sorge für den Gaumengenuß das Wichtigste erscheint, dieser auch zur Hauptpflege wird, daß also durch solche Gesellschaften der ledere Sinn bedenkliche Nahrung findet. Nicht bloß im Interesse der Gesundheit soll man sein Großwerden auch sonst zu verbieten suchen. Jedermann weiß, daß Schleuderei, selbst wenn man von den daraus leicht entstehenden Bergehen und anderen Fehlern absteht, sehr häßliche Fehler sind; darum sollte man nicht durch häufige Darreichung von Mäckerlein das zum Essen fast jederzeit bereite Kind systematisch dazu erziehen. Die einzelnen Freunden, die man durch strenges Maßhalten in solchen Dingen dem Kinde entzieht, werden reichlich aufgewogen durch die größere Freude, die ihm eine in recht seltenen Fällen, vielleicht einmal zum Lohne für eine besonders verdienstliche Leistung, gereichte Vederei gewährt.

Nicht bloß in Nachahmung des Vergnügens Erwachsener nimmt das kindliche Spiel leicht die Form des Tanzes an. Der Rhythmus der Bewegungen verschönert dieselben und das macht das eigene Wohlgefallen an denselben erträglich. Der Tanz ist nicht nur der Ausbruch der Freude,

er ist zugleich ein Mittel, dieselbe zu erhöhen. Weil die Mädchen an natürlichem Schönheitsfinn den Knaben voraus sind, langen sie lieber als diese. Wenn aber die Thorheit der Eltern, um viele natürliche Tausch zu befriedigen, so weit gegangen ist, förmliche Kindererbälle zu arrangieren, so ist das das Aeußerste der pädagogischen Verirrung.

Wir brechen hier ab und wünschen, daß das vortheilhafte Buch von Adernann seinen Zweck erfüllen und einen recht weiten Leserkreis, vor allem in den Familien, finden möge. Damit würde die Mühe des hochgeschätzten Verfassers am besten belohnt sein. Der Preis des gut ausgestatteten Buches, das sich auch als hübsches Geschenk eignet, beträgt umgebenen 2 M. 25 Pfg., in festsollem Einband 3 M. 25 Pfg.

Vermischtes.

Ursprung des Zappentanzes. Ueber die Geschichte des gegenwärtig schon förmlich künstlerisch ausgebildeten Zappentanzes, der ja nach dem Programm von der Vereine Gratulationen von Kaiser Franz Josef herabgebracht wurde, giebt Franz Molard, Bibliograph von Arzerio im Departement Joms folgende interessante Darstellung. Nach den großen Kriegen der Republik und des ersten Kaiserreichs — schreibt er — als der Kaiserreich nach die Luft erfüllte, kam die Zeit der, besonders in Arzerio zahlreich ausgeübten Märsche, der Veteranen der großen Arme, die ohne jede Schamkeit nach jenem verlorene Tambours, die ihnen lo vom Stummangriff und zum Siege das Zeichen schlugen. In Erinnerung des Vergangenen beschloßen sie am Ende, für jeden Sonntag einen erheblichen Zapfentanz auf dem Marktplatz zu Gemüthe zu führen. Es ertragen in der Stadt damit einen großartigen Erfolg und die Vorliebe für die löbliche und ungenüßliche Zerstreung durch die Trommel ergriff bald weitere Kreise, so daß man z. B. von einem sonst ganz vernünftigen Mann erahnte, daß er alle Abende nach Schließung seines Bureau's etwas vorzutrommeln. Aber Alles verdohlte sich naturgemäß. Ein junger Bewohner von Arzerio, der die Meile hies, erbot sich, die Trommel auf seinen harmonischen Instrumenten zu begleiten, was mit Entschlossenem Beifall angenommen wurde. Und um in der Nacht seine Worte lesen zu können, besetzte er sich am Arme eine Kerze als Leuchte und schätzte diese vor dem Winde durch einen Papiercylinder. So entstanden die Umzüge mit Beleuchtung. Von wölbte etwas später als Kronbeobachtung Carlos an, geistlich in, denen eine Kerze brannte, illuminierte lederner die Säule der Meier, die Kömmer der Fußsoldaten, die Säden der Wioniere und selbst den Taktstock des Tambourmajors. — So weit der gelehrte Franzose. In Deutschland, wo man bekanntlich nicht auf die Fragen Wimmer von Arzerio gemerkt hat, um seinen Zapfentanz, die Details des Zapfentanzes einzuhängen, und wo weniger Werth auf eine laugl vertheilichte Glorie, als auf einen guten Trunt gegeben wird, bringt man mit dem letzten auch die Geschichte des Zapfentanzes in Verbindung. Nach anderer Tradition gingen ehemals die Wächter der Mäie und der Mäie des bestimmten Stunde durch die Gassen und machten mit Kreide einen Strich über die Zapfen der Häuser. Das hieß, daß nichts mehr ausgeht werden dürfe und war wirksam, als die jetzt beliebte Anfrischung der Sperrebumen. Denn auch die jetzt beliebte Anfrischung der Sperrebumen. Denn auch die jetzt beliebte Anfrischung der Sperrebumen.

Humoristisches.

Ein hübsches Bonmot wird von der Neuen Zeit einer Dame in den Mund gelegt: Eine Dame, die in einem Bierbeobachtung steht, bietet ein Arbeiter, der ziemlich entfernt von ihr sitzt, seinen Platz an: sie lehnt es mit den ruhigen Worten ab: „Ich danke, ich möchte von einigem Gentleman hier im Wagen nicht meines Stuhles berauben.“

Eine frächtige Natur.

„Nachtur zur Jenehung, Kamerad! Nicht wahr? Frächtige Natur! Zwei Alexte lebst und doch jenseit!“

Der Bescheldene.

Arbeiter: „Meister, haben Sie vielleicht ein Bisten wat zu dhian vor mir?“

Meister: „Sie können sich keinen Begriff davon machen, mit wie wenig Arbeit ich zufrieden wäre!“

Streich und Streich.

Moses: „Ich begreift nicht, wie konnte dem Chaim Grün-fach gehen so viel auf Recht? Er zahlt ja nit.“

Isaak: „Wob, zahlt ich?“

Der glückliche Bahn.

Frau: „Ich habe mir eben einen Zahn ziehen lassen.“

Mann (kühnend): „Der glückliche Zahn; Er ist jetzt gänzlich außer dem Bereiche Deiner Zunge.“

Ertrikter Grund.

„Ueber Georg, Deine Cousine ist ein entzückendes Wesen! Die möchte ich zur Frau!“

„Um des Himmels willen nicht!“

„Wie? Warum denn nicht?“

„Sie kann kein Klavier spielen.“

„Dann, das ist doch kein Anstand.“

„Glaubte, sie kann kein Klavier spielen, spielt aber dennoch.“

An der Hochzeitsstafel.

„Ich, Erzbischof, lehnt die hübsche Neudermäße, wie so unendlich glücklich fühlte ich mich.“

„Warte nur, liebes Kind, nach der dritten Flöde komme auch ich in Stimmung.“

Gesamtscholle Besorgung.

Gast: „Sein, ihm Sie doch Ihren Namen aus der Sauce! Sein Teint leidet ja darunter!“

Verhärtung.

Baron: „Ja, gnädige Frau, seit ich Kistlingen besuche, verjüngt ich mich immer mehr.“

Das nicht man, Herr Baron. Sie sind ja so jung — daß Sie immer mit Kindermädden laufen müßten.“

Ihre ichwache Seite.

Frau (in Tränen): „Mit Dir ärgere ich mich immer halb-toll!“

Mann: „Das ist's ja, was mich ärgert, Du thust Alles nur halb!“

Die Herren Einbrecher.

Einbrecher: „Wönte ich vielleicht in Eure Stadt einbrechen?“

Alter Einbrecher: „Bedauere, bei der gegenwärtigen Ueberfüllung können wir nur noch gelehrte Kunsthilfen oder technische Ingenieure aufnehmen.“

Verantwortlicher Redakteur: H. Kogler.

Verlag und Druck von R. Reichmann in Halle.
Expedition des Halle'schen Tageblattes: Große Ulrichstraße 19, geöffnet von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends.